



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 59

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatbund an Elb- und Wesermündung, e. B.

November 1954

Unererschöpfliche Phantasie in der Erfindung von Namen

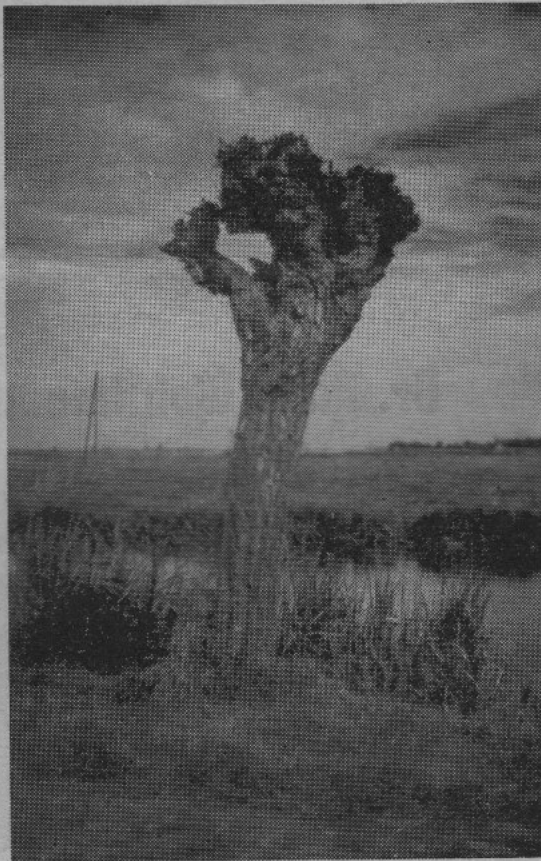
Während des ersten Weltkrieges hatte ich zu Beginn meiner Soldatenzeit als Nebenmann in der Kompanie einen Kameraden, der Schickedanz hieß. Gegen uns, schwerblütige Norddeutsche nach dieser quicklebendige Rheinpfälzer start ab. Er war behend wie ein Wiesel und bewegte sich in den plumpen Knobelbechern wie in eleganten Tanzschuhen. Wegen seines freundlichen, munteren und hilfsbereiten Wesens hatten wir Kompaniekameraden ihn alle gleich gern. Nur einer konnte ihn um alles in der Welt nicht leiden: das war der gestrenge, bärbeißige Kompaniefeldwebel. Ständig nörgelte und mäkelt dieser an unserem Kameraden herum. Einen „Luftikus“ schalt er ihn, auch „unsoldatisch“ und „windhundartig“. Vor allem gefiel ihm schon der Name Schickedanz nicht. Das sei ein alberner, läppischer, regelwidriger Name, polterte er. Eines Tages — er hatte gesehen, daß Schickedanz, Blumen am Waffentrock und seinen Schatz am Arm, aus einem Tanzlokal kam — taufte er ihn kurzerhand um. „Tanzmeister heißen Sie jetzt für mich, tanzender Jüngling, Sie“, fauchte er ihn gleich beim nächsten Appell an. Und dabei blieb's. Unser biederer Schickedanz kurtierte und rangierte fortan in der Kompanie unter dem Namen Tanzmeister.

Der rauhborstige Kompaniechef ahnte zweifellos selbst nicht, wie sehr er, von der Namenskunde her gesehen, damit das Richtige traf, daß er den Namen Schickedanz so umdeutete und umänderte. Denn Schickedanz will nichts anderes besagen als: schicke, ordne, leite den Tanz. Ein Schickedanz ist also nichts anderes als ein Tanzlehrer, Tanzkünstler, Tanzmeister. Der Name gehört in die Reihe der sogenannten Satz- oder Befehlennamen, die unter unseren deutschen Familiennamen eine besonders anziehende und reichhaltige Gruppe bilden. Uns Menschen der nüchternen Gegenwart kommen ja diese Namen etwas seltsam vor. Sie sind es aber gar nicht. Unsere herrliche deutsche Sprache hatte einstmal, als sie noch beweglicher und lebendiger war und der steifen Bücherweisheit noch Trotz bot, die Fähigkeit, einen kurzen Befehlsatz sofort in ein Hauptwort umzuwandeln. Diese Fähigkeit war ihr vornehmlich im 14. und 15. Jahrhundert eigen. In dem Zeitraum begegnet uns z. B. im niederdeutschen Sprachgebiet Familiennamen wie Bötetühr (zündete Feuer an) in Dithmarschen; Blievernicht, auch Blieverink (bleib da nicht) in Oldenburg; Griepenkerl (greif den Kerl) in Braunschweig; Beedendüwel (beiß den Teufel) in Mecklenburg; Sluckbeer (schlucke Bier) in Pommern; Rühmekorb, auch Rühmkorff (räume, leere den Korb) in Hildesheim; Stiginssatz (steig ins Faß) in Hamburg. Der ganze lebensfrische Humor unserer Altvordern offenbart sich in diesen Namen.

In diese Namenklasse ist nun auch der Name des vielbesungenen, sagenumwobenen Seeräubers Störtebeker einzureihen. Wir alle kennen seit unseren Kindertagen die ergötliche Mär von Störtebeker's gewaltigem Humpenschwingen. „Der Störtebeker“, erzählt uns Friedrich Sundermann 1922 in „Dithrie'slands Volksüberlieferungen“, „trug seinen Namen von einem ellenhohen Becher, den er in einem Zuge zu leeren vermochte.“ Geschichtlich stimmt das nun zwar nicht, denn der Name Störtebeker oder Stortebeker, wie er meistens in den Urkunden geschrieben steht, war schon vor der Zeit des berühmten Seeräubers an der niederdeutschen Waterkant allgemein verbreitet. Damit aber hat es seine Richtigkeit, daß Störtebeker (stürze, leere den Becher) nichts anderes bedeutet als einen Bechbruder oder auch Saukumpen. Ähnliche Namen — es handelt sich dabei ursprünglich um Spott-, Schimpf- oder Übernamen, die sich dann auf die Kinder und Kindeskinde weiter vererbten — gab es in unserem Vaterlande angefangen mit der großen Trinkfreudigkeit der

Deutschen die schwere Menge. Ich erwähne noch einige: Füllekrus (füll den Krug); Suchenwirth (suche den Wirt); Kindekeller; Kehrrein; Spanuth (für Fuhrleute, die gern bei jeder Wirtschaft ausspannten); Liebenwein (liebe den Wein); Schwenkenbecher (schwenke den Becher) usw. Nur ganz vereinzelt stand diesen Namen ein Name wie Dassenfrug (haß den Krug) für einen Wirtschaftshausfeind gegenüber.

Klaus Störtebeker hat sich also den Namen,



„Verlassen stehn die Bäume auf der Flur“

Ihr düstren Tage, schwermutreiche Zeit!
Innen wie außen halbe Nacht.
Herrschen möchte, was ruhelos macht
und krank die Seele. Wie ist der Sommer weit!

Zur Erde sank, es modert schon das Laub;
was aus ihr kam zum Wachsen, Leuchten,
rinnt zurück in den dunklen, feuchten
erkalteten Grund. All Schönheit Todes Raub.

Verlassen stehn die Bäume auf der Flur,
die da recken ihr kahl Geäst,
leiblos harrend, bis neu sie preßt
der steigende Saft; sie überdauern nur.

Ihr düstren Tage, Früher ohne Schuld,
ob uns die Brust bewegt zum Lichten.
Sturmond! Totenmond! All Vernichten.
Betrachte der Knospen Schlaf. Geduld, Geduld!

Joachim von der Goltz

mag er auch ein noch so starker Becher gewesen sein, nicht durch eigenes „Verdienst“ erworben: er hat ihn ohne Frage von seinem Vater übernommen. Die von Sundermann erwähnte Sage führt uns hier in die Irre. Wie bereits bemerkt, waren die Störtebeker in Niederdeutschland gar nicht so selten vertreten. In der Stadt Wismar lebte z. B. im Jahre 1470 ein Hans Störtebeker. Im Jahre 1480 wird im dortigen Gerichtsbuche ein Nikolaus Störtebeker verzeichnet, dem verschiedene Leute wegen seiner Schandtaten beinahe die Knochen zerhacken hätten. Unser großer Seeräuber Klaus Störtebeker war bekanntlich schon gleich nach dem 20. Oktober 1402 auf dem Grasbrook in Hamburg hingerichtet worden. Anno 1400 begegnet uns unter den Korsaren der Nordsee auch ein Johann Störtebeker. Dieser war damals den hamburgischen Roggen, die der Seeräuberplage ein Ende machen wollten, entwischt und hatte sich nach Holland in Sicherheit gebracht. Ebenfalls stoßen wir bereits im Jahre 1375 auf einen Störtebeker in Bremen; von diesem wird aber der Vorname nicht angegeben. Endlich befindet sich noch im Hamburger Stadtarchiv eine Urkunde, in der ein Hermen Störtebeker dem Rate über seinen Sold im Kriege gegen Dänemark im Jahre 1439 quittiert. Dieser Hermen Störtebeker führt sogar ein eigenes Siegel mit einem Trinkhorn als Schildfigur und seinen Namen als Umschrift. Aus allem ersehen wir, daß das Störtebeker-Geschlecht schon zur Zeit seines berühmtesten Namensträgers an der norddeutschen Waterkant mehrfach anständig war. In Verwunderung setzt es vielleicht, daß der Familienname Störtebeker auch heute noch lebt und blüht. Ich erinnere mich genau, daß ich vor einer Reihe von Jahren in einem Hamburger Adreßbuch zweimal den Namen vorgefunden habe. Und noch am 20. April dieses Jahres brachte ein ostfriesisches Heimatblatt unter der Rubrik „Familiennachrichten“ die Mitteilung, daß in Aurich eine geborene Trimgard Störtebeker ihrem Ehemann einen Jungen geschenkt habe.

Saknamen wie der des Störtebeker's — des „Königs der Meere“ oder des „Seeräuberadmirals“, wie er wohl von seinen Verehrern und Bewunderern genannt worden ist — haben den Sprach- und Namenforschern immer eine ganz besondere Freude gemacht. Nirgends zeigt sich der deutsche Sprachgeist so dichterisch gestaltend wie hier; nirgends bekundet er mehr quellfrischen Humor und sittenrichtende Ironie als in der Gruppe dieser Namen. Da prägen, wenn ich nochmals auf den Namen eines (1915 auf dem Felde der Ehre gefallenen) Kameraden zurückgreifen darf, unsere Vorfahren für gewandte Tänzer außer Schickedanz noch Namen wie Lobedanz, Breisendanz und Fleugimanz. Tapfere Menschen benannten sie Hauenschild oder Hauschild (Hau den Schild), Klobeschedel (Klöbe, spalte den Schädel), Zudeisen (zücke das Eisen), Schüttespeer (zücke den Speer; englisch Shakespeare), Dampewolf oder Dampwolf (dämpfe, wirge den Wolf). Geizige hießen sie Klöbekorn oder Klöbefand (zerteile das Korn oder den Sand), in Enden noch 1500 auch wohl Knypengemind (knäufere mit dem Pfenning). Ein Friedensförderer, einer, der nicht gut tat, ward spöttisch aufgefordert, zu tun, was er doch nicht ließ: so erhielt er den Namen Störenfried oder Tunichtgut. Flink und behende Personen benannten man Hupfeld (hüpfe ins Feld), Springinsfeld, Springinklee und Springinschnee. Ein Kopfhänger verlieh man den aufmunternden Namen Trureit, Trorenicht oder Trauernicht; ein Draufgänger wurde Wegchals geheißen, ein Unbescheidener Greifentrog (greif in den Trog). Unererschöpflich war die deutsche Volksphantasie zur Zeit unserer Altvordern in der Erfindung dieser Art Familiennamen.

Heinrich Koch

Der Bremer Rat mischte sich in alles ein

Die Bewohner des Amtes Bederkesa in der stadtbremischen Zeit (1381—1654)

Als das Amt an Schweden fiel, lebte darin eine bevorzugte Gruppe von Eingeseffenen, die adligen Lehnslente des Bremer Rates, allerdings nicht mehr auf Burgen. Es handelte sich um mehrere Linien der Herren von der Lieth. Die Gründe, warum der Rat den großen, 1386 eroberten Besitz an den besiegten Adel als Lehnsgut zurückgab, wissen wir nicht. Diese klugen Köpfe, die sonst so kaufmännisch dachten und rechneten, mußten sich doch sagen, daß der große Lehnseß, selbst wenn das Verhältnis sich künftig friedlich gestaltete, nichts abwarf. Da das Ganze nicht mit der übrigen Grundherrschaft des Rates vereinigt wurde, war es praktisch ohne jeden Nutzen für die bremischen Finanzen. Ein bürgerlicher Rat in dieser merkwürdigen, in der hohen Zeit des Lehnswesens natürlich unmöglichen Stellung eines Lehnsherrn adliger Familien ist wirklich eine besondere Merkwürdigkeit. Der Bremer Rat hielt sich jedenfalls für völlig berechtigt, Lehnsherr adliger Geschlechter sein zu können, und zwar wenigstens so folgerichtig zäh zu seiner Abhängigkeit des adligen Lehngutes festzuhalten, obwohl es nichts einbrachte und nur Kladereien bereitete. Für das spätere Herzogtum Bremen aber hat dieses Festhalten der Stadt an der Lehnsherrlichkeit des Adels die Folge gehabt, daß noch im 18. Jahrhundert die im Amt liegenden Grundherrschaften einen wichtigen Bestandteil des im übrigen betrüblich zusammengebrochenen Restes adliger Lehnsgüter des ganzen Herzogtums bildeten. Merkwürdigerweise hat hier also ausgerechnet das sonst als neuerungsfüchtig verschrieene Stadtbürgertum auf engem Raum bewirkt, daß mittelalterliche Lehnzustände sich so lange hielten. Im Jahre 1654 bestanden noch fünf adlige Grundherrschaften als Ratslehen. Im Amt selbst befanden sich vier adlige Sitze, davon zwei in Elmlohe, einer in Alstedt und einer in Fickmühlen, aber auch die von der Lieth auf Niederochtenhausen besaßen als Lehnslente des Rates in diesem einstädtbremischen Gebiete.

Während der Rat seinen adligen Lehnslenten gegenüber seine obrigkeitliche Stellung kaum weiter ausbaute, war er für die übrigen Untertanen allmählich der absolut regierende Regent geworden. Vielleicht war die adlige Muß zu hart; den Bauern gegenüber ließen sich neue Methoden der Regierungsgewalt sicher leichter durchsetzen. Unter allen nichtadligen Untertanen der Stadt bewahrten die Leher bis zum Ende der Bremer Zeit noch die größte Privilegierung, aber auch diese schwand langsam dahin, und schließlich wurde ihnen auch noch die freie Wahl des Vogtes genommen. Das Gericht Lehe war zwar kein unmittelbarer Bestandteil des Amtes Bederkesa, wurde aber in manchem von Bederkesa aus mitverwaltet. So war es z. B. halsgerichtlich vom Bördegericht Dehstedt abhängig. Das ganz andere Verhältnis Lehes zur Stadt, im Gegensatz zu den beiden Börden Ringstedt und Dehstedt, hatte sich vor allem aus der an Bremen übergegangenen Schutzherrschaft entwickelt. Darum hielt sich hier eine größere Selbstverwaltung. Der Rat sorgte auch dafür, daß Lehe von den Besteuerungen des Erzstiftes freiblieb, da es ja auch nicht aus erzstiftischem Besitz an die Stadt gekommen war.

In der zwar kleineren, damals aber reicheren Börde Dehstedt hielten sich die alten Rechte noch mehr als in der benachbarten Börde Ringstedt. Die alten Register weisen aus, daß in der Dehstedter Börde damals schon allerlei Eigentum an Grund und Boden vorhanden war. Die Verhältnisse im Lande Wursten und im Gericht Lehe haben also auf die Zustände in dem Nachbargebiet eingewirkt. Der Bremer Rat hat den Eingeseffenen der Börde Dehstedt geholfen, als sie ihr Meiergut, das vielfach dem Kloster Neuenwalde gehörte, zu Eigentum umwandeln wollten, das nur mit einem Zins belastet war. Wohl oder übel mußte er dann allerdings diese Entwicklung bei seinen eigenen Meiern in diesen Dörfern auch hinnehmen.

In der Börde Ringstedt verlor der alte Bördevorort und kirchliche Mittelpunkt Ringstedt seine bevorzugte Stellung, je mehr der Rat sich durchsetzte und alles auf die Burg Bederkesa verlegte. Die Mähe der Burg zerstörte in diesem großen Bördebezirk die alten Bräuche und Gerechtigkeiten der Amtseingeseffenen besonders stark. Die ganz in der Nähe der „Sonne“, hier des Amtsmanns wohnenden Bederkesaer allerdings, sozusagen als Bewohner der Residenz, besaßen eine bevorzugte Stellung. Gegen Ende der Bremer Zeit sind dort zwei Bürgermeister mit Geschworenen festzustellen. Sie führten wie die Vögte auf den Dörfern die Strafregister, kontrollierten Maße und Gewichte und zogen die Abgaben ein. Rühmlichst bekannt war Bederkesa damals durch sein Bier, den weithin ausgeführten und erfreulich stark wirkenden „Sölenkerl“. Die Braugerech-

tigkeit gehörte zu den Vorrechten, die der Rat den bevorzugten Fleckensbewohnern verlieh, und die den Ort vor den übrigen Siedlungen des Amtes begünstigten.

Als das Amt verlorenging, mögen in der Börde Ringstedt gegen 3000 Personen gelebt haben, in der Börde Dehstedt gegen 1300, so daß wir für das ganze Amt ohne Lehe etwa 4200 Einwohner annehmen können. Zum Vergleich sei erwähnt, daß 1562, also ein Jahrhundert vorher, im Lande Wursten über 4600 Personen über 12 Jahre gezählt wurden. In beiden Börden hat die Zahl der Bauhöfe in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts abgenommen, verursacht vor allem durch die öffentlichen Lasten, die besonders auf diesen Höfen lagen. Die Kladereien sind in dieser Zeit in der Börde Ringstedt stark zurückgegangen, haben dagegen im Dehstedter Bezirk zugenommen. Brinksitzer und Häuslinge haben dort keine große Rolle gespielt, anders als in der Börde Ringstedt. Die Zunahme der Bevölkerung des Fleckens Bederkesa und das Anwachsen der Zahl der Brinksitzer und Häuslinge in den Dörfern hat hier eine größere Bevölkerungsdichte hervorgerufen. Die größten Siedlungen in der Börde Dehstedt waren 1648 Sievern, Holßel und Spaden, in der Börde Ringstedt Bederkesa, Köhlen und Ringstedt.

Seit dem 16. Jahrhundert begann der Rat, die Gerechtigkeiten seiner Untertanen immer mehr zu beschränken oder gar ganz zu beseitigen. Seine starke Stellung gründete sich anfangs vor allem auf den Besitz der niederen und hohen Gerichtsbarkeit. Die dem Rat als Gerichtsherrn übergeordnete Justiz war nicht etwa der Erzbischof, sondern das Reichsstammengericht, und auch die adligen Lehnslente unterstanden dem Rechtspruch des Rates. Die vielen Gerichtsakten verschaffen uns ein recht lebendiges Bild der damaligen Verhältnisse. Seit dem 16. Jahrhundert wurde ein neues Recht und eine ganz andere Gerichtsverfassung im Amt eingeführt; uralte, vertraute Rechte und Bräuche wurden abgeschafft. Die Akten wimmeln seitdem von hochtrabenden lateinischen Zitate. Wieviel Härte brachte dieser neue, fremde Geist für die Amtseingewohner mit sich! Selbstverständlich mischte sich der Rat in seiner Eigenschaft als Obrigkeit, der Sitte der Zeit entsprechend, in alles und jedes ein und beaufsichtigte oder beherrschte alle Gebiete des bauerlichen Lebens. Die an den Rat übergegangenen Forst- und Wildbahngerechtigkeiten waren recht ergiebig. Wie häufig wurde Holz aus den zahlreichen

Holzungen nach Bremen geschafft, wie oft Wildbret für die Tafel der Ratsherren geliefert! Zur Ehre des Rates muß aber gesagt werden, daß durch sein Eingreifen die Gehölze vor völliger Verflüchtung geschützt und die ersten Neuanpflanzungen angeordnet wurden, schlichter, erste Versuche staatlicher Forstverwaltung. Selbstverständlich wurde auch die Nutzung der Gewässer, von Gemeinland und Söland vom Rate geregelt. Den Amtsmännern stand seit etwa 1600 ein ausgezeichnetes Amtsbuch zur Verfügung, das auch für die schwedische Verwaltung eine wichtige Zusammenstellung der obrigkeitlichen und grundherrschaftlichen Gerechtigkeiten geworden ist. So waren alle Eingeseffenen zum Begehau verpflichtet, um die Wege des Amtes wenigstens an ihren wichtigsten Stellen in Ordnung zu halten. Aus den Akten ergibt sich ein reich verzweigtes Netz: der Paß von Drittgeest spielt darin eine große Rolle, aber auch der Geestübergang bei Köhlen, der Wittgeestübergang bei Hainmühlen, der Weg von Bederkesa nach Südbabeln und die Specken aus dem Lande Wursten zum vielmustrittenen Grauwald werden häufig genannt. Zum Ausbau der Burg Bederkesa, zum Burgwerk, waren nur die Eingeseffenen der Börde Dehstedt verpflichtet. Zu den alten Besteuerungen, wie dem 16-Pfennig-Schab des Erzstifts, wurden im 17. Jahrhundert neue hinzugefügt, aber man sieht diese Belastungen heute mit anderen Augen an, da der Staatsbürger der Gegenwart sich einer noch ausgeklügelteren staatlichen Finanzpolitik als damals erheuen darf. Falsch wäre es, sich den Bremer Rat nur als eine Art Ausbeuter der damaligen Amtseingewohner zu denken. Sein Eintreten bei den ewigen Grenzstreitigkeiten der damaligen Zeit zeigt ihn immer wieder als pflichtbewußten Regenten, der die Rechte seiner Untertanen und selbstverständlich die eigenen, zu wahren weiß. Vor allem der Forst- und Jaggenstreit mit den mächtigen Wurstern beweist, daß die Eingeseffenen beim Rat in Notzeiten einen Rückhalt hatten.

Manch einer hat sich später an die Bremer Herrschaft gern erinnert. Diese Periode muß besonders unter den Schweden doch so etwas wie die gute, alte Zeit gewesen sein. In den Bremer Akten liegen vor allem Schreiben der Leher und Bederkesaer vor, die beweisen, daß man die bremische Herrschaft zurücksehnte. Bremische Versuche, die verlorenen Gebiete zurückzugewinnen, blieben aber erfolglos, obwohl man sich noch im 18. Jahrhundert mit der Frage beschäftigte. Den Bewohnern des Amtes Bederkesa und des Gerichts Lehe war der Bremer Schlüssel verständlicherweise doch noch erträglicher als das harte schwedische Regiment.

Dr. Curt Allmers

Dr. Hans Wohltmann zum 70. Geburtstag

Direktor Dr. Hans Wohltmann, der am 8. Dezember 1954 sein 70. Lebensjahr vollendet, gehört unstreitig zu den besten Heimatforschern unseres Gebiets und Niedersachsens. Als Historiker hat er wesentlich zur Klärung heimatischer Begebenheiten und Zustände beigetragen. Er schrieb eine „Geschichte der Stadt Stade“ und eine „Geschichte des Althenäums von 1538 bis 1938“. Dazu veröffentlichte er noch zahlreiche Aufsätze und Schriften, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Darüber hinaus beschäftigten ihn als Forscher auch Fragen aus der deutschen Geschichte. Wir verweisen nur auf seine Auseinandersetzung mit Professor Schambach über die Gewalttat Heinrichs des Löwen in Ramelsloh und die Stader Erbschaft. Durch seine enge Verbundenheit mit Worswede und der dortigen Künstlerkammer trieb es ihn zu Arbeiten über Madensen, Moberjohn und Rilke.

Wer ihn recht kennenlernen will, der greife zu den Bänden des „Stader Jahrbuchs“ und den seit dem 1. Oktober 1924 erscheinenden „Mitteilungen“. Sie tragen ganz das Gepräge seines Geistes und Wollens. Strengste Wissenschaftlichkeit, gepaart mit der vollendeten Gabe, seine Gedanken in eine allgemeinverständliche Form zu kleiden, zeichnen sie aus.

Als niedersächsischer Forscher und Heimatpfeiler genießt er überall hohes Ansehen. Die „Historische Kommission für Niedersachsen“ wählte ihn zu ihrem Mitglied, und der „Niedersächsische Heimatbund“ berief ihn in seinen Vorstand. Seiner Umsicht und seiner Organisationsgabe dankt es der Stader Verein, daß er heil und sicher durch die Wirren der Kriegszeit gesteuert und in der Hitlerzeit vor der Auflösung bewahrt wurde.

Es mag genügen, festzustellen, daß Hans Wohltmann als ein Kind unserer engeren Heimat — seine Wiege stand in Schwanewede bei Bremen — die feinsten Regungen unserer Bevölkerung kennt. Er weiß, daß jeder, der in die Seele der Heimat und ihrer Menschen hineinschauen will, für die Blicköffnung das Ritzzeug der Wissenschaft braucht. Rechte Vaterlandsliebe kann nur aus dem Mutterboden der Heimatliebe erwachsen, und

diese wieder muß begründet sein auf dem Wissen um die Heimat. Alle romantische Liebe verfliegt und verweht gar zu leicht im Zugwind der Zeit. Aber das Wissen allein genügt nicht. Hinzukommen muß Gewissensklärung und ein hohes Maß von Verantwortungsgefühl gegenüber der Zukunft. Bei Hans Wohltmann ist Heimatarbeit niemals ein romantisierendes und idyllisierendes Spiel, sondern eine heilige Verpflichtung und ein leidenschaftlicher Einsatz zur Erziehung für Echtheit, Wahrhaftigkeit und Sauberkeit der Gesinnung. Es geht ihm um die Erziehung zu dem Bewußtsein, daß jede wahre Kultur eine volle Harmonie zwischen Inhalt und Form, Wesen und Ausdruck sein muß.

Dabei ist er keineswegs ein stets mit dem Finger drohender Welterschmerzprediger, der nur richtet, mahnt und lehrt. Im Gegenteil ist er eine rechte Frohnatur, die auf die Umgebung ausstrahlt. Noch als Siebzigjähriger durchkreuzt er jeden Sonnabend die heimatische Flur und freut sich über jedes Tierchen in Feld und Wald und jedes Blumenkind am Wegestrand. In ihm lebt das Bewußtsein vom Segen des Naturempfindens und von dem Wert der Vergangenheit, so daß er von sich sagen kann:

„Es liegt mir tief im Blut,
der Väter Erbe in mir ruht.
So fühl ich mich voll Fröhlichkeit
als Sinnbild der Unendlichkeit.“

Und diese Einstellung überträgt er — gewollt und ungewollt — auf seine Heimatgemeinde, damit auch sie erkennt, daß wir nicht die Wurzeln abschneiden können, mit denen wir im Boden verhaftet sind, daß wir uns nicht von der Scholle trennen können, die uns ernährt und auch nicht die Vergangenheit ableugnen können, die uns im Blute wirkt. Von tief geheimnisvollen Glocken klingt es weit heraus, ein uralt-ewig Lied: Heimat.

Möge ein gütiges Geschick diesem Mahner, Lehrer und Dränger im besten Sinne Kraft und Gesundheit leihen. Zum Segen unserer und seiner geliebten Heimat.
J. J. Cordes.

„Mein Geld ist ganz alle“

Kultursplitter am Rande der Geschichte — Briefwechsel eines Studenten aus dem 13. Jahrhundert

Wenn der Historiker der mittelalterlichen Geschichte bei seiner Urkundenarbeit über die kranken Schriftschnörkel irgendeines Schreibers irgendeiner Kanzlei — derselbe Schreiber wird zu seinen Lebzeiten bestimmt sehr stolz auf die Erzeugnisse seiner Schreibkunst gewesen sein — schier verzweifeln mag, eine lateinische Sakonstruktion ihm schwer zu schaffen macht oder endlose Aufzählungen von Landübertragungen ihn langweilen, dann wünscht er manchmal den Abend vor dem Morgen herbei. Doch die Geschichte sorgt selbst für die nötige Ermunterung. Eingelassen in das stützbeinige, formelhafte Latein der mittelalterlichen Kanzleien, das von wichtigen Aktionen der Kaiser, Bischöfe und Ratsherren zu berichten weiß, finden sich auch recht pikare Berichte. Von einer bedeutsamen Reichstagsitzung zum Beispiel weiß ein zuverlässiger Geschichtsschreiber unserer näheren Heimat nebenbei zu schildern, wie plötzlich der Fußboden des Sitzungsraumes eingebrochen sei und unter den beinahe „Ertrunkenen“, denn unter dem Saal befand sich eine Kloake, auch einer von den Stader Grafen gewesen sei. Der Kaiser aber sei von seinem Thron gestürzt und habe sich an ein Fenster gehängt, um dann unter „magna clamore“ (großem Geschrei) Hilfe zu verlangen. Solche Geschichten rufen befreites Lachen oder leises Schmunzeln hervor. So erging es auch dem Verfasser dieser Zeilen, als er zufällig auf die Briefsammlungen in Paris studierender Scholaren stieß, deren mehrere Stücke in Bremen datiert sind. Briefwechsel von Studenten mit Eltern, Anverwandten und kirchlichen Würdenträgern aus dem Ende des 13. Jahrhunderts: Da ersucht eine Schwester den Bruder, schnellig nach Hause zurückzukehren, um sie vor bösen Nachstellungen zu schützen. Eine Frau bittet den Bischof, er möge doch ihren ungetreuen Ehemann zur Rückkehr bewegen. Studentische Kreditverhältnisse werden eingehend geschildert. In allem zeigt sich eine Fülle menschlicher Bedürfnisse und Nöte, zeigt sich das Privatleben des 13. Jahrhunderts, das wir leider so wenig kennen. Vor allen Dingen aber, diese Briefe könnten ebensogut heute geschrieben sein! Greifen wir einmal einen Briefwechsel von Eltern mit ihrem Studentlein in Paris heraus! Da wünschen die lieben Eltern — in Latein! — nach einer ebenso kurzen wie höflichen Eingangsformel ihrem Sohn Segen, und daß er niemals absehen möge von seinen philosophischen Schriften. Sie wissen also, was ihrem Söhnchen frommt! Nachdem sie geschrieben haben, daß sie ihren Sohn in den Tugenden und Wissenschaften viel Glück und Ehr gewinnen sehen wollen, betonen sie, welchen Wert sie darauf legen, daß ihr Sohn guten Umgang habe und fleißig lerne. Am Schluß aber sieht wieder ihr liebendes Elternherz hervor: wenn er irgendwelchen Mangel leide, solle er es nur durch den Briefüberbringer wissen lassen. Wie glücklich wären die Eltern mancher Werkstudenten heute, wenn sie ihrem Sohn das auch schreiben könnten! Was schreibt der Herr Sohn? Natürlich geht er nicht gleich auf sein Ziel los. Nein, er läßt sich sein Anliegen etwas kosten und schreibt im Schweiße seines Angesichts einen ausführlichen lateinischen Brief. Er begrüßt die Eltern in einem langen Schachtelsatz

mit aller Ehrerbietung und Reuerenz. Er wünscht ihnen, daß ihnen der Schöpfer Gesundheit schenken möge. Ihm selbst gehe es gesundheitlich gut, schreibt er. Dann berichtet er von seinem Umgang. Ja, er ist im Hospiz — dem heutigen Studentenheim — mit friedliebenden und ehrbaren Studenten zusammen. Auch hat er wenig Geld ausgegeben. Selbstverständlich befreit er sich der philosophischen Studien außerordentlich und sucht den Spuren der Großen zu folgen. Nun mögen die Eltern beruhigt sein! Erfüllt er nicht alle ihre Forderungen? Jetzt kann getrost der „Bockfuß“ kommen. Wahrhaftig, die Vorbereitung war lang und gut! Also schreibt er: „In Paris sind jetzt schlechte Zeiten.“ Die Studenten müssen hier und dort viel Geld ausgeben, und er zählt seine Verpflichtungen auf. Die Folge? „Mea pecunia penitus est exhausta“ — mein Geld ist ganz alle! Der arme Junge! Was tun? Die elterliche Freigebigkeit wird gewürdigt und in einem schön gedrehten Satz um Geld über den Überbringer des Briefes gebeten.

Was zeigen solche Briefe? Heute wie vor 700 Jahren hatten die Studenten kein Geld, auch wenn sie möglicherweise aus Bremen stammten. Aber auch, vergessen wir das nicht, menschliche Bedürfnisse, Sorgen, Nöte, Erfolge, leichtsinnige und verantwortungsbewußte Söhne, ein liebendes Vater- und Mutterherz gab es vor 700 Jahren, wie es sie heute gibt. Mag der greise Jacob Jünger am Ende seines arbeitsreichen Lebens in sein Handlungsbuch geschrieben haben „Nil sub sole perpetuum“, so gilt das wohl für alles das, was geschichtlich und vergänglich ist, nie aber für das ewig unruhige Herz in des Menschen Brust.

Burchard Scheper

Neue Bodenfunde in Hamburg

Die sehr gut organisierte sorgfältige Überwachung aller Erdarbeiten durch Beauftragte des Amtes für Bodendenkmalpflege hat bei der nach dem Kriege ungeheurer gesteigerten Bautätigkeit im Bereiche von Groß-Hamburg zu reichen und vielfach überraschenden Ergebnissen geführt. Innerlich sind noch die für die ältere Stadtgeschichte bedeutsamen Funde im Untergrund der Reichenstraße, die zum Gebiet der um die Petrikirche gelegenen Bischofsstadt (1150) gehört. Jetzt wurde am Nordostrand der Groß-Hamburgs, am Bahnenfelder Weg in Farmsen, wie Dr. Schindler vom Boden-Denkmalpflegeamt bekanntgab, eine Siedlung aus dem 1. Jahrhundert nach der Zeitwende entdeckt und ausgegraben. Es dürfte sich um die größte bislang aus dieser Zeit bekannte Siedlung handeln, konnten doch durch den Beauftragten des Amtes, Westhusen, auf einem Gelände von rund 500 Quadratmeter 28 Feuerstellen freigelegt werden. Die Ergebnisse dieser Grabung dürften auch für unser Gebiet von Wichtigkeit sein.

Diese auf einen bei Ausschachtungen für Hausbauten gemachten Zufallsfund zurückgehenden großartigen Ausgrabungserfolge zeigen wieder einmal, wie nötig es ist, daß Beobachtungen rechtzeitig, daß heißt vor weiterer Störung und Bearbeitung der Fundstelle, Fachleuten mitgeteilt werden.

Wir richten daher erneut an alle mit Erdbewegungen, Aufgrabungen, Sand- und Kiesgewinnung beschäftigten Stellen, an alle Siedler, Bauherren und Architekten die dringende Bitte, jeden Bodenfund und jede irgendwie auffällige Unregelmäßigkeit im Boden, auch wenn sie noch so unbedeutend erscheint, umgehend den zuständigen Stellen (Heimatspfleger, Lehrer, Polizei) zu melden.

B.

Drei neue Vogelarten im Morgensterngebiet

Nicht nur bei den Menschen haben sich in den letzten zwei Jahrzehnten Bevölkerungsveränderungen unvorstellbaren Ausmaßes vollzogen, auch in der Tierwelt stellen wir — Hand in Hand mit den Veränderungen des Klimas — Neubesiedelung großer Räume fest. Am auffälligsten war die Einwanderung der Türkentaube — jetzt unsere vierte Wildtaubenart —, die in den Jahren nach dem Kriege vom Balkan her, nach Nordwesten vorstoßend, bis nach Holland, England und Dänemark hin gewandert ist und sich auch an vielen Stellen Deutschlands angesiedelt hat. Sehr viel weniger auffällig vollzieht sich die Ausbreitung vieler anderer Tierarten, oft durch Jahre unbemerkt, wenn geeignete Beobachter fehlen.

In unserem engeren Bereiche konnten in den letzten Jahren drei Vogelarten neu festgestellt werden. Im Mai 1953 gelang unserem Mitglied Raabe, Osterwanna, Ende Mai am Balfsee die Beobachtung des Nachtigallen- oder Rohrschwirls, dessen nächster Verwandter, der Heuschreckens- oder Feldschwirl, in buidreichen feuchten Niederungen bei uns zerstreut vorkommt. Die Schwirle, schwer zu beobachtende kleine Singvögel, verdanken ihren Namen dem eintönig schwirrenden Gesang, der dem Zirpen einer Heuschrecke ähnlich ist. Auch bei Hamburg und Wilhelmshaven wurde der Rohrschwirl neuerdings festgestellt — bei Hamburg war er bislang vielleicht nur übersehen worden — das Fehlen einer Tierart auf unseren Verbreitungskarten deutet ja häufig nur das Fehlen eines geschulten Beobachters an!

Im Heidetrant bewachsenen Strandgebiet eines unserer vom Verkehr abgelegenen Seen konnte der Jagdpächter Dütmeier das verlassene Gelege einer Wildente entdecken. Es handelt sich mit größter Wahrscheinlichkeit um den ersten Brutnachweis der in den letzten Jahren langsam nach Westen vorrückenden Reiherente. Diese schwarz-weiße Tauchente, die ihre Nahrung nicht „gründelnd“, wie unsere Hausenten, „köpfchen unter Wasser, Schwänzchen in die Höhe“, gewinnt, sondern ganz unter Wasser tauchend, war schon seit längerer Zeit in der Gegend beobachtet und brutverdächtig. Ihren Namen führt sie nach dem Federschoß, den das Männchen am Hinterkopfe, entfernt ähnlich dem Fischreiber, trägt.

Schließlich konnte noch von Dr. Panzer in dem moorigen Verlandungsgebiet am Sellstedter See wieder die Sperbergrasmücke festgestellt werden. Diese größte unserer Grasmückenarten zeichnet sich von den anderen dieser Singvogelgruppe — Mönch oder Schwarzplättchen, Baum-, Garten- und Dorngrasmücke, alles übrigens ausgezeichnete Sänger! — durch die „geperberte“, also grau-weiß quergebaltete Unterseite aus. Sie ist ein Zigeunervogel, der vor allem an seiner in unserem Bereiche liegenden Westgrenze anstet in einem Jahre auftritt, im anderen wieder verschwunden ist. Bei der schweren Zugänglichkeit seines bei uns bevorzugten Lebensraumes — un-

durchdringliche Gebüschgruppen von Ohrweide, Faulbaum, Brombeere, durchsetzt mit Stauden, Brennesseln und — Mücken! — und dies alles auf schwankem Moorgrund — mag er leicht einmal übersehen werden. Bereits vor drei Jahren konnten von Panzer am Sellstedter See mindestens drei singende Männchen beobachtet und durch Auffinden eines Nestes der Brutnachweis erbracht werden.

Das sind schöne Erfolge unserer naturwissenschaftlichen Heimaterforschung, die in unserem Räume zwischen Niederelbe und Niederweser ja überhaupt noch eine Fülle ungelöster Aufgaben hat (große Gebiete der Tropen sind in ihrer Tierwelt besser erforscht als unser Land!) — doppelt erfreulich in einer Zeit, in der beinahe monatlich vom Verschwinden und Aussterben von Tier- und Pflanzenarten zu berichten wäre!

-3-

Dom Büchertisch

Land meiner Jugend. Von Benno Eide Siebs. Nordwestdeutscher Verlag Ditzel & Co., Bremerhaven 1954. Leinen. 136 S. Preis 6,— DM.

Diese „Fahrten und Begegnungen an Niederweser und Niederelbe“ legt man beim ersten Lesen nicht aus der Hand, ehe man das Namenverzeichnis am Ende des in schönem grünem Leinen gebundenen Bandes vor sich hat. Schon dieses Namenverzeichnis — mehr als drei Seiten in Kleinformat umfassend — gibt ein Abbild der Fülle von Gestalten und Ereignissen, die uns begeben, geschildert werden, geschildert oft nur in einer Anekdote, einem Hörtörchen —, aber gerade diese machen das Buch so beschwingt und lassen uns das Wesentliche schauen: Die Landschaft ist mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt, den Menschen, die ihr entsprossen sind und ihr Bild geformt haben, vielfältig und lebendig alles, weil es auf Wanderungen und Fahrten des heranwachsenden Menschen selbst erlebt und aus dem Überblick des reifen Mannes unmerklich geordnet und zueinander in Beziehung gebracht ist. Von den fünfzehn Abschnitten, deren jeder mit einer hübschen Federzeichnung von Eilriede Deimling geschmückt ist, führen zwei in das Land jenseits der Weser: die Fahrt zur Urabne bringt uns neben den Sagen Schicksale, die sich um die Wlexer Kirche ranken, die eigenartigen Geschichten des Midlumer Kaufmanns Eide Friedrich Molting, der mit Napoleon nach Moskau ziehen muß, und nach Jahren in Cuxhaven bei Smolensk gefangen wird und nach abenteuerlicher Fahrt bei Mutter Tamm in der Gaststube in Cuxhaven später seine Tabakspfeife wiederfindet, die man ihm in Rußland abgenommen hat. Die „Gespräche auf der Friedeburg“ machen uns mit friesischer Sage ebenso wie mit Wilhelm Müller, dem Begründer des Viehexportes von Nordenham aus bekannt. Drei Schilderungen gelten Geschichte und Menschen

Schulrat a. D.

Georg Johann Friedrich von Hassel

in Dorum 85 Jahre alt!

Die Männer vom Morgenstern konnten in diesen Tagen ihrem verdienten Mitgliede Georg Johann Friedrich von Hassel in Dorum ihre Glückwünsche zum 85. Geburtstag aussprechen. Der Gefeierte ist erst nach langen Jahren in seinen Geburtsort Dorum zurückgekehrt: anderthalb Jahrzehnte, von 1900 bis 1915, haben ihn als Direktor der Deutschen Realschule in Genua; nach dem ersten Weltkrieg wurde er als Schulrat nach Sensburg in Ostpreußen berufen. Nach seiner im Jahre 1933 erfolgten Pensionierung widmete er sich ganz der Erforschung der Heimatgeschichte des Kreises Sensburg, wozu ihm seine ehrenamtliche Tätigkeit als Stadtarchivar besonders gute Möglichkeiten bot.

Mit der Flucht vor den Russen war nicht nur das ganze Besitztum, sondern auch alle Arbeiten zur Heimatforschung verlorengegangen. Von Dorum aus hat sich das „Geburtsstättchen“ — wie es nicht anders zu erwarten war — als einer der ersten dem nach dem Kriege wieder erstehenden Morgenstern und der Geschichte unserer Heimat zugewandt. Seine besondere Liebe gilt der heimatischen Sage, die uns in dichterischer Schau neu geschenkt wird. Wir wünschen von Herzen Gesundheit und Freude im Schaffen an der gemeinsamen Aufgabe!

aus dem Gebiet südlich von Bremerhaven: Hagen und Bramstedt (Zwei Heiligtümer) mit einer wissenschaftlichen, aber kurzweiligen Erklärung des bislang falsch gedeuteten Namens und Wesens der Jüttenberge rücken ins Gesichtsfeld und neben Hermann Almers (Im Dichterheim) erstreckt das Original des bäuerlichen Tanzlehrers und Heimatkundlers Nikolaus Lohsen aus Vorstedt. Die Fülle der weiteren Berechnisse und Zustände läßt uns Geologie (Im Kreidebruch), Urgeschichte (Im Banne der Vorzeit), Tiere und Pflanzen (Herbsttage auf den Moorseen) des Landes im Osten und Norden von Bremerhaven erleben; wir fahren mit durch Land Wursten (Land der Väter), beteiligen uns an Familienforschung (Ferien im Lande Sadeln), schmunkeln beim Pilzesammeln (Auf Pilzjagd) und werden vertraut mit dem alten Otterndorf (Besuch an der Medem), den Schiffsdorfer Auswanderern und dem Geschlecht der Bohlens (Von einem schlichten Dorf und einem stolzen Buch), mit Natur und Geschichte von Wederfele (Beerst), mit Vögeln und Menschen von Neuwerk und Scharhörd (Im Wattenmeer). An dem ganzen Reichtum und der großen Vielfalt, wie sie nur das Land einer Jugend umfassen kann, dürfen wir teilhaben; dies Land aber ist eben unser Land! Das Buch ist kein Roman, aber es liest sich fast wie ein guter — es ist auch keine Heimatkunde, obwohl es nur von Landschaft und Menschen der Heimat handelt: es ist ein Stück Heimat selbst — und das ist wohl das Beste, was man von einem solchen Buche sagen kann. Darum sollten es aber auch Eltern und Lehrer mit ihren Kindern und Schülern lesen! Nach der Stadt Bremerhaven hat nun auch unser Landgebiet aus der Feder von Benno Gide Siebs sein Heimatbuch erhalten — eines, um das andere Landschaften uns beneiden können.

Was weißt Du von der Wasserfante? Hans G. Prager. Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1954. 36 S., 25 Abb., 5 Karten, 2 Bunttafeln, 1 gr. Schautafel. Kart. 1,80 DM.

Ein hübsches Heft, das der Verlag der verdienten Naturzeitschrift „Kosmos“ da herausgebracht hat. Man kann es ruhig neben dem Bändchen von Rehm, Schiff und See, in die Tasche stecken — die beiden ergänzen sich in manchem recht gut! Hans Georg Prager, dessen Schilderung seiner Eismeerfahrt mit dem Fischeisenschubboot „Meerfuge“ unter dem Titel „Orkan in Höhe Bäreninsel“ (auch im Kosmos-Verlag) bekannt geworden ist, hat das „Wasserfantenheft“ zusammengestellt. Auf gutem Papier mit hübschen und lehrreichen Abbildungen, Zeichnungen und Raritäten ausgestattet, gibt die Schrift wirklich eine erstaunlich reichhaltige Auskunft über all das, was vor allem der Binnenländer, der an die See kommt, wissen möchte. Aber auch der Küstenbewohner mag mit Vorteil und Gewinn in ihren Seiten blättern und sich über Betonung und Befestigung, über Navigation, über Flaggen der Länder oder der Reedereien belehren lassen. Hübsch, wenn auch nur mit Text gedrängter Kürze versehen, die Abbildungen von Strandgetier, Seevögeln und Strandpflanzen. Die große herausklappbare Tafel mit Schiffstypen und Signalflaggen und anderem ist leider da, wo sie in Anspruch genommen werden müßte, eben an der Wasserfante im Freien, kaum verwendbar — dazu ist es bei uns zu windig! Aber die vielen anschaulichen Zeichnungen und Schnitte müßten sich ja auch — quer gedruckt — auf einigen sicherlich nicht kostspieligeren Seiten des Heftes bringen lassen. Auch sonst wären einige Kleinigkeiten zu bessern: auf der sehr übersichtlichen Karte der Janggründe der deutschen Hochseefischerei wäre die Einfügung von so bedeutsamen Namen wie Fladengrund, Rosengarten usw. erwünscht; unter den Vogel-schutzgebieten fehlen u. a. die beiden auf Wangerooze; Geest ist nicht nur das „sandbedeckte, unfruchtbare“ Gebiet, das „nur mit Heide und lichte Kiefernwald bedeckt“ ist —, aber das sind unwesentliche Einzelheiten, die wir lediglich bei weiteren Auflagen geändert sehen möchten. Und weitere Auflagen kann man dieser nützlichen und erfreulichen Schrift mit gutem Gewissen wünschen.

Rolf Dirdsen, Das kleine Waldbuch. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Preis 2,20 DM.

Wenn der Verlag es wagen kann, diesen kleinen Wildband gleich in 15 000 Stücken aufzulegen, so hat er dabei sicher nicht nur mit der Waldverbundenheit der Deutschen gerechnet, sondern auch mit dem Namen unseres Bremer Landmannes. Es ist auch eine Freude, ein solches Stück anzeigen zu können, in dem in Bildern wie in Worten meisterhaft der Stimmungsgehalt des deutschen Waldes in der Vielfalt seiner Erscheinungen von Gesamtbild, Einzelbaum und Waldgetier dargestellt ist. Auswahl und Wiedergabe der ganzseitigen Schwarz-Weiß-Photographien — rund die Hälfte von H. Genzemann und J. Röbke aufgenommen — sind vorbildlich. Die 28 Seiten in sehr sauberem, aber sehr kleinem

Aus der niederdeutschen Sprachbewegung

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“, Mitteilungsblatt des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern, Nr. 53 vom Mai 1954, bringt in seiner „Kleinen Sprachhefte“ von unserem niederdeutschen Landsmann und Dichter Hinrich Braasch das Wortwort zu seiner Gedichtsammlung: „De ole Hartmonika.“ — Es lautet:

De Wilt dor buten driwt dat rieklieh bunt,
Dor hilpt of woll keen Grunweln un keen Grämen.
Un giing nu gor de Moderprat to Grund,
Denn müssen wi uns vör uns sülbst wat schämen.

Dieses Dichter- und Mahnwort wird dann folgendermaßen kommentiert: „Hinrich Braasch hat schon recht: wir müßten uns schämen, wenn wir unsere Muttersprache verkommen ließen. Er denkt dabei an das Plattdeutsche. Gut! Bei aller Liebe zum Plattdeutschen aber muß doch gesagt werden: wo würden wir hinkommen, wollten jede Landschaft den Anspruch stellen, ihrer angestammten Sprache für alle Lebensverhältnisse möglichst Allein- und Allgemeingültigkeit zu verschaffen? Denn was dem Plattdeutschen recht, ist dem Schwäbischen oder Bayerischen billig. Wir würden wieder in Stammesgruppen zerfallen — Bayern und Schwaben, Thüringer und Franken und Sachsen!“ —

Huuh — wie schrecklich! — Hierzu wäre aber zu fragen: Wer von den in der niederdeutschen Sprachbewegung stehenden Männern und Frauen beabsichtigt denn solche „Bilderräumeri“? — Wir glauben sagen zu dürfen: „Niemand!“ — Im Gegenteil, wir sind der kurfürstlichen Kanzlei mit ihren Vorarbeiten, Luther mit seiner hochdeutschen Bibelübersetzung und unseren großen Dichtern mit ihren Werken noch heute von Herzen dankbar, daß sie all die verschiedenen Mundarten unter einen Hut gebracht und uns „die alle umschlingende Einheits- und Hochsprache errungen haben.“ Nun nimmt aber die platt- oder, besser, die niederdeutsche Sprache bei solcher Betrachtung eine besondere Stellung ein. Sie ist kein Dialekt schlechthin, sondern eine eigengewachsene Sprache, die selbst eigene Dialekte schuf, wie das Angler-, das nord- und ostfriesische, das Oldenburger, Münsterländer, Kalenberger, das hannoversche, Bremer und Hamburger, das holsteinische, Mecklenburger und pommersche Platt und viele andere Dialekte, die alle, oft erheblich, voneinander abweichen.

Auch darf daran erinnert werden, daß die nie-

derdeutsche Sprache schon im frühen Mittelalter von den Kaufleuten der libischen Hanse als Umgangssprache und Schriftsprache benutzt wurde und sich zu einer Art Weltsprache lange vor dem Englischen entwickelte; denn sie wurde von den Geschäftsfreunden in Kaval und Riga, so gut wie in Trondhjem und Stavanger, ja sogar im Stalhof in London verstanden. Das ist alles geschichtlich belegt. Und es ging und geht noch heute eine Sprachgrenze von Flandern über Münster, Osnabrück, Hannover, Stendal und weiter nach Osten, nördlich derer das Plattdeutsche beheimatet ist, während südlich davon die hochdeutschen Dialekte das heimatliche Idiom darstellen, aus denen unsere hochdeutsche Einheits- und Schriftsprache hervorgegangen ist.

Daß diese erhalten und fortentwickelt wird, ist auch das Bestreben derjenigen, die daneben ihre heimatliche niederdeutsche Sprache seit Fritz Reuter, Klaus Groth, Johann Hinrich Fehrs u. a. in Vereinen, Gilden und auf niederdeutschen Bühnen hegen und pflegen. Nicht zu vergessen der Männer und Frauen in den Heimatbünden mit ihren heimatkundlichen Fahrten und nicht zuletzt derer, die im Rundfunk mit plattdeutschen Hörspielen und Vorträgen sich für die Erhaltung des Niederdeutschen einsetzen. Auch diese wollen keine Allein- und Allgemeingültigkeit ihrer angestammten Sprache, sondern nur ihre Lebenshaltung, weil sie ihr anhängen und sie lieben, wie ein Kind seine Mutter.

Wenn nun, wie in dem angezogenen Artikel berichtet, ein Schiffer aus Wietzenhude und ein Holzfäller aus Ruffstein sich im Weltkrieg an der Westfront nur verständigen konnten, wenn sie Französisch radebrechen, und ein Weinbauer aus Steiermark und ein friesischer Fischer im Osten, indem sie Russisch lauderwelichten, so waren das Einzelfälle, über die man nur lächeln oder je nach Veranlagung auch heulen konnte. Daran war aber nur die mangelhafte Sprachbildung des einen oder anderen oder auch beider schuld, beileibe aber nicht die niederdeutsche Sprachbewegung.

Letztlich darf nun gesagt werden, daß derjenige die bessere Bildung und den größeren Vorteil im sprachlichen Umgang besitzt, der sich sowohl in seiner einwandfreien hochdeutschen Sprache als auch in seinem angestammten heimatlichen Plattdeutsch ausdrücken und verständigen kann.

Carl Jensen-Holm

Mitteilungen und Hinweise

90 Jahre Naturwissenschaftlicher Verein zu Bremen. Der am 17. November 1864 gegründete Naturwissenschaftliche Verein zu Bremen begeht in diesen Tagen sein 90jähriges Bestehen mit drei Festvorträgen: Prof. Dr. S. Haffner von der Sternwarte in Hamburg-Bergedorf wird über „Formen der Materie im Kosmos“, Prof. Dr. J. Bartels vom Geophysikalischen Institut der Universität Göttingen über „Sonne und Erde“ und Prof. Dr. A. Portmann aus Basel über „Das Tier als soziales Wesen“ sprechen. Der auf Betreiben des Botanikers Franz Buchenau gegründete und von ihm später lange Jahre geleitete Verein hat sich neben der Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse vor allem die naturwissenschaftliche Erforschung Nordwestdeutschlands zur Aufgabe gemacht. Auf beiden Gebieten hat er Hervorragendes geleistet. Die jetzt bis zum 33. Bande vorliegenden „Abhandlungen“ des Vereins enthalten eine Fülle von Arbeiten zur Erdgeschichte, Tier- und Pflanzenkunde Niedersachsens (wenn auch unser Morgensterngebiet dabei im ganzen recht schlecht wegkommt). Schon im Jahre 1925 konnte der Verein seine tausendste Versammlung abhalten und er hat es immer verstanden, durch Wissenschaftler von Rang mit den neuesten Ergebnissen der Naturwissenschaft bekanntzumachen. Wir wünschen dem jetzt unter Leitung von Prof. Dr. Friedrich, Bremerhaven, stehenden Verein zu seinen neun zurückgelegten ein weiteres erfolgreiches Jahrzehnt.

Ende des Jahresjahres — Winterveranstaltungen. Unter außergewöhnlich starker Beteiligung wurde mit einer heiter-ernsten Schlußfahrt das Fahrtenjahr beendet. Für den Winter sind zwei bis drei Vorträge von auswärtigen Rednern geplant. Sie sollen in der Zeit zwischen Weihnachten und Ostern stattfinden.

Nachmals „Eiserne Ruh zu Cappel“. Durch ein Versehen erschien dieser Aufsatz in der vorigen Nummer des Heimatblattes ohne den Namen der Verfasserin: er stammt aus der Feder von Frau Gertrud Cornelius.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Spadener Straße 127.